Thorner Zeitung

Nr. 44. Donnerstag, den 22. Februar 1900.

Westpreußische Eisenbahn-Verhältnisse im Abgeordnetenhause.

Der freikonservative Abgeordnete, Amtsgerichtsrath Goerdeler-Marienwerder hat gestern im Abgeordnetenhause (vergl. den Sitzungsbericht im Hauptblatt) folgende Rede gehalten:

Meine Herren, wenn es mir auch völlig fern liegt, anderen Provinzen, einschließlich der westlichen, neue Eisenbahnen zu mißgönnen, so muß ich doch mein lebhaftes Bedauern darüber aussprechen, daß diesmal die Provinz Westpreußen so gering bedacht ist. Die Vorlage sieht für die Provinz nur eine Linie vor, und zwar die Strecke Carthaus-Lauenburg, von der etwa der vierte Theil auf die Provinz Pommern fällt. Insbesondere vermisse ich die Eisenbahnlinie Mewe-Morroschin und muß sagen, daß nicht nur die Bewohner der Stadt Mewe und ihrer Umgegend, nicht nur der Kreis Marienwerder, sondern auch weitere Theile der Provinz Westpreußen das Fehlen dieser Linie nicht begreifen und lebhaft bedauern. Seit 10 Jahren wird um den Bau dieser Bahn von den Betheiligten gebeten. Wiederholt bis in die neueste Zeit hat der Herr Oberpräsident der Provinz Westpreußen den Bau dieser Bahn auf das Wärmste befürwortet, und das hohe Haus hat sich mehrfach damit beschäftigt. Die Herren Kollegen Witt, Ehlers, Sieg, Gerlich und andere Abgeordnete sind lebhaft für diese Bahn eingetreten. Die hohe Staatsregierung hat wiederholt zustimmende Erklärungen abgegeben, und vor fast 2 Jahren, am 25. April 1898, gab der Herr Minister der öffentlichen Arbeiten hier folgende Erklärung ab, die ich mir gestatten werde, zu verlesen: Meine Herren, ich darf vielleicht zur Beruhigung derjenigen Herren, die sich als Vertreter für die gute Stadt Mewe gemeldet haben, anführen, daß die Vorarbeiten für die Verbindung von Mewe nach Morroschin bereits angeordnet worden sind. Hoffentlich kommt es dazu, sie in eine der nächsten Vorlagen aufzunehmen. Diese Zusage ist insoweit vollständig erfüllt, als die Vorarbeiten für die Bahn fertig gestellt sind, während der Bau selbst in die Vorlage nicht aufgenommen ist, obgleich gerade diese Nebenbahn ein dringendes Bedürfniß ist und finanziell um so weniger gegen ihren Bau Bedenken vorliegen können, als es sich um eine Strecke von nur etwa 11 Kilometern handelt. Die näheren Umstände, welche für die Bahn sprechen, sind der hohen Staatsregierung, wie diesem Hause durch frühere wiederholte Petitionen, durch mehrfache Verhandlungen eingehend bekannt, und ich will das Einzelne hier nicht weiter erörtern. Nur auf einen Punkt möchte ich hier zurückkommen, und zwar auf die Frage der Rentabilität. Wenn, wie ich höre, auf Grund angestellter Ermittelungen die hohe Staatsregierung annimmt, daß sich die Bahn nur mit etwa $1^1/_2$ Proc. verzinsen würde, so muß ich eine solche Berechnung als irrig bezeichnen; sie muß auf falschen Grundlagen beruhen. Schon die Lage der Stadt Mewe dicht an der schiffbaren Weichsel, eine in ihrer unmittelbaren Nähe belegene Zuckerfabrik, mehrere große Handelsmühlen, die durch die starke Wasserkraft der Ferse betrieben werden, Dampfziegeleien, Brauereien, ähnliche gewerbliche Anlagen, außerdem eine auf gutem Boden intelligent betriebene Landwirthschaft sichern für diese Bahn eine weit höhere Rente. Indessen kommt es meines Erachtens allein nicht darauf an. Es gilt auch wesentlich, die sehr zurückgehende Stadt Mewe zu erhalten. Mewe ist wie der Herr Minister v. Thielen vor zwei Jahren mit Recht hervorhob, eine gute Stadt, denn sie ist echt deutsch. Vor mehr als 600 Jahren, im Jahre 1297 vom Deutschen Ritterorden gegründet, gelangte sie zu großem Ansehen und Wohlstand. Dann erlitt sie unter polnischer Herrschaft, welche über drei Jahrhunderte dauerte, einen wesentlichen Rückgang, sie ging überhaupt ganz zurück; erst nachdem sie 1772 wieder preußisch geworden und der Friede dem Lande gesichert war, kam sie zu neuer Blüthe, bis dann die Ostbahn, welche sie nicht berührte, vielmehr — die nächste Station ist Morroschin — den Verkehr von ihr ablenkte, sodaß sie seit dem Bau der Ostbahn immer weiter zurückgegangen ist. Diesem Rückgang kann nach der Ansicht der Betheiligten und nach meiner Ueberzeugung nur durch den Bau der Bahn Mewe—Morroschin entgegengetreten werden. Nun geht der Herr Finanzminister, wie er sich geänßert hat, davon aus, daß für die gewünschte Linie am besten eine Kleinbahn sich eigne. Dem muß ich aber auf das entschiedenste wiedersprechen. Die Stadt Mewe ist nicht in der Lage, irgend welche Opfer zu bringen, und auch der Kreis Marienwerder wird garnicht bereit sein können, etwas dafür zu thun. Denn erstens hat der Kreis, als es sich um den Bau der Bahn Skurz-Czerwinsk handelte, fast einstimmig die Hergabe des Grund und Bodens abgelehnt, weil er annahm, daß der Bau dieser Bahn für die Stadt Mewe und ihre Umgebung von großem Schaden sein würde, und schließlich zwar sich dazu bereit erklärt, aber unter der Voraussetzung, daß auch der Bau der Bahn Mewe-Morroschin erfolgt. Außerdem ist der Kreis im Begriff, durch die nahe der Weichsel gelegene Niederung von Nebran aus eine Kleinbahn zu bauen; wahrscheinlich wird dann diese Bahn mit der schon vorhandenen, auf der linken Seite der Weichsel durch die Falkenauer Niederung nach Pelplin führende Rübenbahn in Verbindung treten und dann an Mewe vorbei den ganzen Verkehr nach Pelplin führen. Die von Deutschen bewohnte, längs der Weichsel gelegene Niederung, für welche der Weg von Mewe nach Morroschin weit kürzer wäre, würde dann ihren ganzen Verkehr, soweit nicht Marienwerder in Betracht kommt, nicht nach Mewe, sondern nach Pelplin verlegen; die Stadt Mewe bleibt dann auf die auf der Höhe gelegenen polnischen Dörfer angewiesen, und es liegt die Gefahr vor, daß die Stadt Mewe, die Hochburg des deutschen Ritterordens, die bis auf den heutigen Tag deutschen Sinn bewahrt hat, demnächst eine Hochburg des demagogischen Polenthums wird. An die betheiligten Herren Minister richte ich die dringende Bitte, die Nebenbahn Mewe-Morroschin schleunigst zur Vorlage zu bringen. Die Angelegenheit wird übrigens dieses hohe Haus weiter beschäftigen, da die Handelskammer in Graudenz in richtiger Würdigung der Verhältnisse und mit vollem Verständniß für das, was für die Provinz Westpreußen noth thut, in einer Petition diese Bahn dringend befürwortet, und ich hoffe, daß das Haus diese Petition möglichst einstimmig der hohen Staatsregierung zur Berücksichtigung empfehlen wird. (Bravo)!

Warum ist 1900 kein Schaltjahr?

Eine Studie über den fehlenden 29. Februar.
Von Dr. Rudolf Figulus.
(Nachdruck verboten).

Das Jahr 1900 ist in chronologischer Beziehung nicht nur dadurch merkwürdig, daß die Menschen sich wüthend darüber gestritten haben, ob es dem neunzehnten Jahrhundert zuzurechnen sei oder den Anfang des zwanzigsten Säkulums seit Christi Geburt bilde. Seine zweite Eigenthümlichkeit, die eigentlich viel interessanter ist als der vorerwähnte, im Grunde genommen recht irrelevante Streit, beruht darin, daß der Februar diesmal nur wie in gewöhnlichen Kalenderjahren 28 Tage zählt, obwohl seit dem letzten Schaltjahr 1896 vier Jahre verflossen sind und Jeder, der an einem 29. Februar geboren ist, nun eigentlich den Anspruch hätte, wieder einmal sein lang entbehrtes Geburtsfest zu feiern.

Zur Erläuterung dieser Thatsache begnügt man sich in den populären Darstellungen gewöhnlich mit der mehr oder minder umständlich ausgeführten Erklärung, daß der Ausfall des Schalttages diesmal nothwendig sei, um das bürgerliche Jahr in Uebereinstimmung mit der astronomisch berechneten Dauer eines Erdumlaufes um die Sonne zu halten. Ein genaueres Eingehen auf die Sache wird aber in der Regel vermieden, weil dabei die Operation mit einigen mehrstelligen Zahlen nicht zu vermeiden ist. Gleichwohl ist es gar nicht so schwer, dem Ausfall des Schalttages im Jahre 1900 bis zu den letzten Ursachen nachzuspüren und der Leser der geneigt ist, den nachfolgenden Ausführungen zu folgen, sei versichert, daß dies eine weit leichtere Aufgabe ist, als die Analyse eines Gedichtes von Arno Holz oder eines Slevogt'schen Gemäldes.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Mensch schon in den ersten Anfängen seiner Kultur das Bedürfniß nach einem unwandelbaren Zeitmaaß empfand. Das nächstliegende der Tag, d. h. die Zeit, welche von dem Momente einer Sonnenkulmination bis zur nächstfolgeden verfließt, genügt den praktischen Ansprüchen nicht und man griff daher, um längere Zeiträume zu bestimmen, schon frühzeitig zu den Definitionen „Monat" und „Jahr", als der Umlaufsdauer des Mondes um die Erde und letzterer um die Sonne, oder vielmehr, wie man damals glaubte, der Sonne um die Erde.

Die Dauer des Mondumlaufes ließ sich leicht annähernd durch die Beobachtung seiner Phasen bestimmen und erkannte man denn bald, daß die Dauer des Mondwechsels wenig mehr als $29^1/_2$ Tag beanspruchte. Indem man nun zwölf derartige Monate, welche abwechselnd 29 und 30 Tage enthielten, zu einem Jahr zusammenfaßte, erhielt man ein sog. Mondjahr von 354 Tagen, wie es fast bei allen Völkern einmal in primitiven Zeiten zu Recht bestanden hat. Von dem wirklichen Sonnenjahr diffeirte das Mondjahr aber immerhin um etwa $11^1/_4$ Tag und so kam es, daß alle an bestimmt Tage des Jahres gebundenen Feste in einem etwa 32jährigen Zeitraum sämmtliche Jahreszeiten durchliefen. Dies wurde jedoch bald als ein unerträglicher Uebelstand empfunden, insofern die meisten religiösen Feste sich eng an den Wechsel der Jahreszeiten, an Winter- und Sommersonnenwende, an Aussaat und Ernte, an regelmäßig eintretende Ueberschwemmungen — man denke nur an die Ueberschwemmungen in Egypten — anschlossen und es doch absurd war, der Gottheit den Dank für die Ernte zu einer Zeit abzustatten, wo man etwa gerade zur Aussaat schritt.

Auf diesem Wege gelangten fast sämmtliche Völker frühzeitig zur Einführung eines Sonnenjahres und im Bereiche der europäischen und vorderasiatischen Kultur haben nur Türken und Juden mit Zähigkeit an dem unbrauchbaren Mondjahr festgehalten. Bei letzteren hat dasselbe eigentlich nur eine Bedeutung für bie Berechnung der kirchlichen Feste und, um mit den Jahreszeiten einigermaßen in Einklang zu bleiben, rechnen dieselben mit 6 verschiedenen Jahren von 353, 354, 355, 383, 384 und 385 Tagen, die Mohammedaner, mit Ausnahme der zum gregorianischen Kalender übergegangenen Egypter, rechnen noch immer nach einem Mondjahr und feiern dementsprechend den heiligen Ramadan in allen Jahreszeiten.

Unsere europäische Zeitrechnung ist aus der römischen hervorgegangen. Der zweite König des alten Roms, Numa Pompilius, führte im Jahre 717 vor Christus ein Mondjahr mit 12 fest umgrenzten Monaten ein und ließ alle Mal auf 2 Jahre nach dem Feste der Terminalien einen Schaltmonat Mercedonius folgen, der das eine Mal 22, das andere Mal 23 Tage lang war, so daß eine vierjährige Periode eine Dauer von 1465 Tagen hatte, wonach also auf ein Jahr durchschnittlich $366^1/_4$ Tag fielen.

Dieses Jahr näherte sich in seiner Erstreckung schon bedeutend mehr der Dauer eines Sonnenjahres, übertrifft aber dessen Dauer immerhin noch um mehr als einen Tag pro Jahr und so ergab sich auch hier binnen einem Menschenalter schon wieder eine leidige Differenz von mehr als einem Monat; man mußte immer wieder nach einiger Zeit eine ganze Summe von Tagen ausfallen lassen und da diese Experimente in den Händen der Priesterschaft, der Pontifices lagen, welche zu keinem festen Princip kommen konnten, riß im römischen Kalender eine heillose Unordnung ein, die in einem Staatswesen wie dem römischen, welches eine vordem nie gekannte Präcision der Rechtsbegriffe durchgeführt hatte, einfach unerträglich war. Im Jahre 48 vor Christus hatte sich das römische Jahr von dem wirklichen Sonnenjahr um 67 Tage entfernt und so entschloß sich Cäsar, der damals das römische Weltreich mit diktatorischer Gewalt regierte, zu einer radikalen Abhilfe.

Zunächst brachte er das bürgerliche Jahr mit dem Sonnenjahr dadurch in Uebereinstimmung, daß er dem Jahre 708 nach der Erbauung Roms, welches mit dem Jahre 46 vor Christus identisch ist, noch 2 Monate von zusammen 67 Tagen zulegte und um der Entstehung einer neuen Differenz vorzubeugen, vollzog er den Uebergang zum Sonnenjahr. Daß dieses eine Dauer von annähernd $365^1/_4$ Tagen habe, war den egyptischen Priestern schon im 14. Jahrhundert bekannt und griechisch-egyptische Gelehrte, nämlich der alexandrinische Astronom Josigenes und der Skriba Marcus Flavius, waren auch die sachverständigen Berather Cäsars bei diesem Reformwerk. Die Durchschnittsdauer des Jahres wurde auf $365^1/_4$ Tag festgesetzt, und da ein bürgerliches Jahr natürlich nur mit ganzen Tagen rechnen kann, bestimmt, daß auf 3 Jahre von 365 Tagen ein Schaltjahr von 366 Tagen folgen sollte, wobei der Schalttag, der dies intercalaris, hinter dem 23. Februar eingeschoben werden sollte.

Auch diese Anordnung — und das ist der eigentliche springende Punkt für unsere Untersuchung — entspricht nicht genau der Dauer des Erdumlaufes um die Sonne, welche, präcis berechnet, 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten und 30,5 Sekunden beträgt. Das von Julius Cäsar festgesetzte sogenannte Julianische Jahr ist also um 11 Minuten und $19^1/_2$ Sekunden länger als das Sonnenjahr und wenn 129 Julianische Jahre in dem Strom der Zeiten verrauscht sind, ist die Spanne Zeit, um welche das Julianische Jahr später abläuft als das Sonnenjahr wiederum auf einen vollen Tag angewachsen und der julianische Kalender hinter demjenigen zurück, welchem die Stellung der Erde auf ihrer Bahn um die Sonne entspricht. Schon zur Zeit des Koncils zu Nicäa 325 vor Christus fiel in Folge dessen die Frühlingstag- und Nachtgleiche nicht mehr wie zur Zeit von Cäsars Kalenderregulirung auf den 24. März, sondern bereits auf den 21. März und so blieb während 12 Jahrhunderten Mittelalter nach jedesmal 129 Jahren das bürgerliche Jahr um einen Tag hinter dem Sonnenjahr zurück.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert beabsichtigte man eine Korrektur und Papst Sixtus IV. beauftragte im Jahre 1474 den Königsberger Astronomen Johannes Müller, der gewöhnlich nur unter dem Namen Regiomontanus bekannt ist, mit der Durchführung der Reform, welche jedoch wegen des plötzlichen Todes des gelehrten Mannes ins Stocken kam. So mußten denn weitere 100 Jahre vergehen, bis Papst Gregor XIII. den Zustand schuf, wie er heute zu Recht besteht. Seit Cäsars Kalenderregulirung waren etwa 13 Mal 129 Jahre und seit dem Koncil von Nicäa 10 Mal 129 Jahre vergangen und in Folge dessen fiel die Frühlingstag- und Nachtgleiche statt auf den 24. März bereits auf den 11. März. Um sie nun, entsprechend den Bestimmungen des Nicänischen Koncils wieder auf den 21. März zu bringen, bestimmte Gregor, daß im Jahre 1582 10 Tage ausfallen sollten und daß auf den 4. Oktober des genannten Jahres gleich der 15. folgen solle.

Um aber die Entstehung neuer Abweichungen nach Thunlichkeit zu verhindern, brachte man folgenden Gedankengang zur praktischen Geltung. Nach übrigens nicht ganz richtiger astronomischer Berechnung der von Alfons X. von Castilien herausgegebenen Planetentafeln nahm man als Länge des Jahres 365 Tage, 5 Stunden, 49 Minuten und 16. Sekunden an. Vierhundert derartige Jahre, welche gleich 146 907 Tagen, 26 Minuten und 40 Seknnden sind, bleiben hinter 400 julianische Jahre, welche 146 100 Tage zählen, um nahezu 3 Tage zurück und diese Differenz läßt sich am besten ausgleichen, indem man innerhalb 400 Jahren 3 Schalttage ausfallen läßt. Es wurde daher an den nach 4 Jahren einzuschiebenden Schalttagen festgehalten, zugleich aber bestimmt, daß von den Schlußjahren der Jahrhunderte nur die durch 400 theilbaren einen Schalttag haben sollten. In Folge dessen war 1600 ein Schaltjahr, 1700 und 1800 dagegen keines und auch das Jahr 1900 ist keins, während unsere Urenkel im Jahre 2000 sich, falls sie auf Angestellte sind, wieder darin finden müssen, mit ihrem Februargehalt in diesem Millenniarjahre volle 29 Tage auszukommen.

Streng genommen entspricht auch diese Kalenderordnung nicht ganz den astronomischen Thatsachen; denn eigentlich hat das Sonnenjahr nur 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten und 46 Sekunden und 400 Sonnenjahre mit 146 096 Tagen 21 Stunden 7 Minuten sind thatsächlich um 2 Stunden 53 Minuten kürzer als ein Gregorianisches Jahreskomplex von 400 Jahren. Will der gregorianische Kalender daher auf weitentfernte Zukunftszeiten mit der Astronomie in Uebereinstimmung bleiben, so ist er gezwungen, jedes Mal nach etwa wiederum 2300 oder 3600 Jahren in einem anderen Säkularjahr den Schalttag auszumerzen.

Daß es für uns Zeitgenossen keinen Zweck hat, uns die Köpfe unserer fernsten Nachkommen aus dem Jahre 5500 nach Christus zu zerbrechen, ist klar. Erstens liegt ein praktisches Bedürfniß dazu nicht vor; zweitens ist auch die letzterwähnte Korrektur noch nicht haarscharf genau; drittens nimmt auch die Dauer des Sonnenjahres in tausend Jahren um 5,95 Sekunden ab und im Laufe der kommenden Jahrtausende können und werden sich durch den Einfluß anderer Himmelskörper Abweichungen einstellen, welche sich jetzt noch nicht voraussehen lassen. Ob es dann nach 100 000 Jahren wiederum erforderlich sein wird, einen Tag einzuschieben oder auszulassen, kann uns natürlich gleichgiltig sein, deren fossile Gebeine dann in einer geologischen Schicht längst der Versteinerung anheim gefallen sein werden.

Bemerkenswerth ist, um uns nach dieser astronomischen Deduktion wieder in die aktuellste und modernste Gegenwart des praktischen Lebens zu versetzen, daß Rußland, welches dieses Jahr wieder um einen weiteren vollen Tag hinter der westeuropäischen Zeitrechnung zurückbleibt, aus Rücksicht auf das reaktionare Denken einiger tiarengeschmückter Häupter den besten Moment für die doch nothwendig werdende Ausgleichung mit der europäischen Zeitrechnung verpassen zu wollen scheint.

Wer aber, an einem 29. Februar des 19. Jahrhunderts geboren, sein Wiegenfest vom Jahre 1896 bis zum Jahre 1904 nicht feiern kann, der möge sich damit bescheiden, daß die Sache wenigstens juristisch gleichgiltig ist. Wenn auch eine alte Erbtante ihm letztwillig auf den 29. Februar 1900 etliche tausend Mark Legat ausgesetzt haben sollte, wird jeder Gerichtshof, trotzdem dieser Tag im Kalender nicht vorkommt, ihm zuerkennen, daß er dies Recht mit dem Anbruch des ersten März dieses Jahres erworben hat.

Vermischtes.

Der Bau des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin schreitet nur sehr langsam vorwärts. Das Mauerwerk ist in der Hauptsache kaum noch bis zum ersten Stockwerk aufgeführt, und nur ein Theil davon ist bis zum zweiten gefördert. Die Ursache dieser langsamen Förderung des großartigen Baues ist darin zu

finden, daß die Ausführung mit ganz ungewöhnlich peinlicher Sorgfalt geschieht. — Für die Umgestaltung des Schloßplatzes in Berlin sollen die dortigen Stadtverordneten 113 000 Mk. bewilligen.

Aus Oberhausen im Rheinland wird berichtet: Sämmtliche 14 Realprogymnasial-Abiturienten wurden nach einer Konferenz unter dem Provinzialschulrath wegen Unregelmäßigkeiten bei der schriftlichen Prüfung von der mündlichen zurückgewiesen.

Tante Joubert. Im südafrikanischen Kriege zieht gegenwärtig eine Frau die Aufmerksamkeit auf sich, die an Frauengestalten der Freiheitskriege erinnert. Es ist dies die Gattin Jouberts, des Oberbefehlshabers der Buren. Sie ist mit ihrem Mann ins Feld gezogen und theilt mit ihm alle Mühen und Gefahren des Krieges. Selbst die Engländer zollen dem Muth und der Ausdauer der „Tante Joubert“ ihre Bewunderung. Sie ist schon seit langen Jahren im Burenvolk als „Tante Joubert“ bekannt und beliebt, da sie wiederholt ihren Gatten auf den Feldzügen gegen feindliche Stämme der Eingeborenen begleitete, ohne die Schrecken des Krieges zu fürchten. Wie ein tapferer Soldat versteht sie die Waffen zu handhaben. Ihre Hauptaufgabe im Kriege stellt ihre unvergleichliche Sorgfalt für ihren Gatten dar. Sie hält sein Zelt in Ordnung, kocht ihm schmackhaftes Essen und giebt sich alle Mühe, ihm jedwede häusliche Bequemlichkeit zu verschaffen. Vor dem Eingang des Zeltes sehen die Buren oft die Gattin des Generals mit Kartoffelschälen oder mit der Zubereitung einer Lieblingsspeise ihres Mannes beschäftigt. Die übrige Zeit widmet die tapfere Frau der Pflege von Verwundeten.

Ein Wütherich. In Trockenberg bei Tarnowitz (Oberschlesien) warf ein Bergarbeiter eine mit einer Zündschnur versehene Dynamitpatrone in eine Eßschüssel, weil das Mittagessen noch nicht fertig war. Es erfolgte eine heftige Explosion, durch die Frau und Kinder des Mannes furchtbar zugerichtet wurden. Der Thäter wurde verhaftet.

Zu der Sammlung für die von der indischen Hungersnoth Betroffenen hat der deutsche Generalkonsul in Kalkutta 5000 Rupien beigesteuert.

Der Burengeneral Joubert hat an die Wittwen, Mütter und Schwestern der in den verschiedenen Schlachten gefallenen Buren folgende Kundgebung gerichtet: „Nehmen Sie von mir die Versicherungen meines innigen Mitgefühls an mit dem schmerzlichen Loos, daß Sie betroffen hat und dem Verlust, den Sie tragen müssen. Lassen Sie sich trösten durch den Gedanken, daß die Gefallenen für ihr von Gott geschenktes gutes Recht gestritten haben; ihr Sterben war edel, ihr Ziel heilig, im Interesse unseres Volkes unserer Nachkommen und unserer Unabhängigkeit: sie haben ihre Pflicht gethan. Sie ruhen in Frieden und ihre Werke folgen ihnen nach. Wie tröstlich ist im Auge des Herrn der Tod seiner Günstlinge! Und dieser Gott unserer Väter, der der Gott allen Trostes ist, möge selbst das Oel der Tröstung in Euer aller Herzen gießen und Euch durch seine Kraft Gnade schenken, um das Kreuz zu tragen, das seine weise und gnädige Vaterhand Euch auferlegt hat. Er ziehe Euch stets inniger an sein Vaterherz und lasse sein Angesicht leuchten über Euch und gebe Euch seinen Frieden!

„Schrittplatten.“ „Bürgersteig“ oder „Trottoir“ scheinen im Verruf kommen zu sollen und „verdeutscht“ zu werden. In einer in Berlin ergangenen amtlichen Bekanntmachung, die das Salzstreuen bei Schnee- und Frostwetter behandelt, wird nämlich von Schrittplatten gesprochen. Wir meinen, daß „Bürgersteig“ besser klingt als „Schrittplatten.“

Auf der Pariser Weltausstellung wird in der Zeit vom 17. bis 23. Juli ein internationaler Kongreß für Samariter- und Rettungswesen abgehalten werden.

Folgenden originellen Abschiedsbrief einer Köchin veröffentlicht die „Gerd. Ztg.“: „Liebes Franz ich wihl man Bloz dich mitteilen daz es nuschth mer is daz du von di Militer Entlasen wirscht und mich untreuh und mir doch blos zu nahren gemachen hast Meinem Heren Seinem Brauh Und tasu bin sich zu Schahd als immer wesene Gungvrauh hab sich jetzt gans andre schahts anschafen ist ein gewesen Huntrovozir Und du nich mal kein Gefreith. ist aug fiel Groser wie du brauchs nich su Weinen ich auch nicht meine Vothegravi schmiss wech bestes Gruß Minna.“

Ein außergewöhnliches Unglück ereignete sich, wie aus London gemeldet wird, am Sonntag im dortigen Crystallpalast. Zwei Elephanten, welche mit Wasser bespritzt wurden, stürzten ins Freie. Einer derselben zertrat einen seiner Wächter, der einige Sekunden darauf verstarb. Der Elephant stürmte alsdann in eine Konzerthalle, wodurch eine ungeheure Panik entstand. Von hier aus drang der Elephant in eine Trinkhalle, wo er Tische und Stühle zertrümmerte. Hier erreichten ihn die Wächter und konnten ihn fesseln. Der andere Elephant war mehrere Kilometer weit in den Park gelaufen, wo er überall Schaden anrichtete.

Zu dem Unfall des Kultusministers Dr. Studt im Berliner Abgeordnetenhausgebäude schreibt die „Nat.-Ztg.:“ Wer die Verhältnisse kennt, muß sich wundern, daß nicht schon früher ein derartiger Unfall vorgekommen ist. Ausgeglitten sind wenigstens schon unzählige Besucher des Gebäudes. Letzteres birgt nämlich in seinen Mauern einen Beamten, dessen höchster Ehrgeiz darin zu bestehen scheint, sämmtliche, meist mit Linoleum belegte Gänge und Koridore des Hauses durch häufiges Wächsen und Poliren in einen unheimlich spiegelglatten Zustand zu versetzen, der für Jeden, der das Haus ungewarnt betritt, verhängnißvoll werden kann. In der vorigen Session war man sogar so weit gegangen, auch den Boden der Tribünen und namentlich die auf ihnen befindlichen Treppenstufen auf diese Weise in eine künstliche Eisbahn zu verwandeln. Man hörte damals jeden Morgen vor Beginn der Sitzung mindestens zwei oder drei Mal auf den Tribünen einen lauten Knall mit nachfolgendem erheblichen Gepolter, hervorgerufen durch den plötzlichen unsanften Sturz von verschiedenen ahnungslos die Treppen der Tribünen betretenden Zuschauern, die sich mit höchst erstaunten, schmerzlich bewegten Gesichtern plötzlich auf dem Fußboden befanden. Der jetzige Unfall wird wohl bewirken, daß es in Zukunft auch solchen Personen, die zufällig nicht von Beruf Seiltänzer sind, möglich gemacht wird, ohne Gefahr für ihre Gliedmaaßen das Abgeordnetenhausgebäude zu besuchen.

Vom Büchertisch.

Soeben erschien im Verlage Alexander Köhler in Dresden ein kleines Wirthschaftsbuch mit Kochrezepten von Baronete v. Bülow-Wendhausen unter dem Titel „Durch den Morgen in das Herz“. Der billige Preis von Mk. 0,75 Pfg. sowie der sparsam, praktisch — wohlmeinende Sinn, mit welchem sich die Verfasserin gerade an den Mittelstand wendet, dürfte nicht nur jeder jungen, sondern auch so mancher erprobten Hausfrau willkommen sein.

Für die Redaction verantwortlich: Karl Frank, Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Dienstag, den 20. Februar 1900.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer den notirten Preisen 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch hochbunt und weiß 761—793 Gr. 150 bis 152 M. bez.
inländisch bunt 682—742 Gr. 132—141 M. bez.
inländisch roth 724—761 Gr. 136—144 M. bez.

Roggen p. Tonne v. 1000 Kilgr. per 714 Gr. Normalgew.
inländisch grobkörnig 699—729 Gr. 130—131½ M.

Wicken per Tonne von 1000 Kilogramm
inländische 113 M. bez.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 116—117 M. bez.

Kleie per 50 Klg. Weizen- 4,00—4,10 M. Roggen- 4,00—4,10 M.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Rohzucker per 50 Kilogr. Tendenz ruhig. Rendement 88°. Transitpreis franco Neufahrwasser 9,65 Mk. incl. Sack Geld.

Der Börsen-Vorstand.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer.

Bromberg, 20. Februar 1900.

Weizen 135—142 Mark, abfallende Qualität unter Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 123—128 Mk., feuchte abfallende Qualität unter Notiz.

Gerste 116—120 Mk. — Braugerste 120—130 Mark. feinste, über Notiz.

Hafer 116—120 Mk.

Futtererbsen nominell ohne Preis. — Kocherbsen 135—145 Mk.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.